

Zeitschrift: Bündnerisches Monatsblatt : Zeitschrift für bündnerische Geschichte, Landes- und Volkskunde

Herausgeber: F. Pieth

Band: - (1932)

Heft: 6

Artikel: Die Wanderjahre des Dichters der Donna Ottavia Joh. Andr. von Sprecher

Autor: Hartmann, B.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-396698>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 27.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

BÜNDNERISCHES MONATSBLATT

ZEITSCHRIFT FÜR BÜNDNER.
GESCHICHTE, LANDES- UND VOLKSKUNDE

HERAUSGEGEBEN VON DR. F. PIETH

—→ ERSCHEINT JEDEN MONAT ←—

Die Wanderjahre des Dichters der Donna Ottavia Joh. Andr. von Sprecher.

Von Prof. B. Hartmann, Chur.

Johann Andreas von Sprechers Geburtshaus ist das jedem Churer bekannte Herrenhaus zu St. Margareten. Ehedem Meierei des Klosters Churwalden, war das Margaretengut zur Zeit der Reformation an den sehr begüterten Bürgermeister Ambrosius Marti übergegangen. Dessen Tochter Anna Marti heiratete den Vikari Andreas von Salis von Malans und war die Mutter der Elisabeth von Salis, der zweiten Frau des Historikers Ritter Johannes Guler von Wyneck. So kam St. Margareten an diesen, damals wohl vermöglichsten Bündner, und Ritter Guler ist's gewesen, der 1617 den heutigen Ostflügel erstellte. Wir übergehen die späteren Besitzer und erwähnen nur noch den Bau des Westflügels im klassizistischen Geschmack, den Poeschel um 1810 datiert. 1811 ging das ganze Haus an Johann Andreas von Sprecher über, den Vater unseres Dichters, in jenen Zeiten wohl den am meisten beneideten jungen Bündner. Er war der Sohn des Kommissari Anton Herkules von Sprecher, dessen Reichtum an Liegenschaften und Gebäuden im Zehngerichtenbund auch Revolution und Krieg wenig anzuhaben vermochten, und war im Begriff, zu den höchsten Ehren emporzusteigen, die Graubünden damals zu vergeben hatte. 1807 war der vom Glück scheinbar Verwöhnte der Schwiegersohn des einstigen Zollpächters Peter von Salis-Soglio geworden. Mit 22

Jahren ist er Großratsabgeordneter, mit 28 zum erstenmal Bundeslandammann, d. h. Mitglied des Kleinen Rates, und schon im Jahr zuvor hatte er Graubünden nach der Ordnung der damals gültigen Mediationsverfassung als zweiter Tagsatzungsdelegierter am eidgenössischen Vorort vertreten.

Daneben war er Chef des hochangesehenen Churer Handelshauses Sprecher & Roffler, auch Bergdirektor der Gewerkschaft Hoffnungsau, und wie ihm am 31. August 1819 als sechstes Kind Johann Andreas, eben unser Historiker und Dichter, geboren wurde, schien die Sonne des Glücks und Wohlstandes so hell wie möglich über dem Herrenhaus zu St. Margareten. Niemand hätte es geglaubt, wenn man dem Kind ein Leben reich an Entbehrung und Daseinskampf vorausgesagt hätte. Aber schon die nächstfolgenden Jahre brachten die verhängnisvolle Wendung. Mißgeschick im Seidenhandel und andere widrige Umstände führten 1822 zum jähen Zusammenbruch des Hauses Sprecher & Roffler. Der Dichter hat im späteren Leben gelegentlich mit tiefer Bitterkeit davon geredet, und in der Tat ist es heute nicht ganz leicht zu verstehen, daß die nicht besonders erhebliche Höhe der Passiven nicht eine Sanierung ermöglichte. Doch ist nicht zu vergessen, daß die Nachwirkungen der napoleonischen Kriege damals noch manchen Wackeren ängstlich machten, und so entlud sich das Unheil über Vater Johann Andreas von Sprecher, der, obschon kaum ein Vierzigjähriger, schon eine Reihe der höchsten politischen Ehrenstellen des Kantons bekleidet hatte.

Aber sein edler Stolz ertrug es nicht, in der Heimat mitleidige Blicke auf sich zu lenken. Er entschloß sich zur Übersiedelung nach Neuwied am Rhein, wohin er auch nach Jahresfrist etwa seine Familie nach sich zog. Die Wahl des Ortes war wohl überlegt. Neuwied war ein wichtiger Sitz der herrnhutischen Brüdergemeinde, zu der die Sprecher von Bernegg sowohl, wie die Churer Salis jahrzehntealte, enge Beziehungen unterhielten. J. A. von Sprecher erhoffte von diesem Kreis enger evangelischer Glaubensgemeinschaft zunächst Aufrichtung für sein zerbrochenes Gemüt, rechnete aber auch damit, im rheinischen Bergwerksgebiet seine Kenntnisse zu verwerten. Die Verarmung trug er mit großer Würde und ruhte nicht, bis er für sich und die Seinen wieder festen Boden unter den Füßen hatte. Fast ein Jahrzehnt war er Inspektor des Hüttenwerks Arnsau, nicht allzuweit von Neuwied, und endlich winkte ihm als Verwalter des Rittergutes Godenhaus bei Remagen

am Rhein eine Stellung, die ihn mit seinem schweren Schicksal aus-söhnen konnte. Aber der neu erwachende Lebenswille reichte nicht mehr aus, um Vergangenes auszuheilen. Schon nach zwei Jahren raffte den Vater Sprecher 1836 eine Krankheit weg. Sein Jüngster, der Dichter, stand eben mitten in seinen Gymnasialstudien.

Die Mutter, Elisabeth von Salis-Soglio, war eine tapfere Frau und durch ihre Mutter, eine geborne von Ott-Grüsch, frühe vertraut mit dem frommen Geist der Herrnhuter, der so manchem Vertreter des Bündner Adels in bösen Zeiten das Licht vorangetragen hatte. Sie hatte ohne lange Klage den Zusammenbruch ihres Wohlstandes ertragen und war ohne Murren in die Fremde gezogen. Übrigens nicht zum erstenmal. In den stürmischen neunziger Jahren, als die Revolutionsideen auch Graubünden aufzuwühlen begannen, war sie mit der Mutter nach Norden geflohen und hatte mehrere Jahre in Augsburg und im Ansbachischen im Exil verbracht. Jetzt, nach ihres Mannes Tod, zog sie ins Witwenhaus der Herrnhuter nach Neuwied und suchte mit dem geringen Rest ihrer Mittel noch dem jüngsten Sohn durch ein akademisches Studium hindurchzuhelfen.

Für diesen, eben unseren J o h a n n A n d r e a s , änderte des Vaters Tod im Jahr 1836 zunächst wenig. Er war von früh an gewöhnt, das Elternhaus zu entbehren, hatte er doch vom neunten Jahr weg seine Schulung und Erziehung in der herrnhutischen Knabenanstalt zu N e u w i e d genossen, und zwar als interner Zögling. Gewiß eine gute Anstalt. Nie ist uns ein geringschätziges Wort über sie bei Sprecher begegnet. Aber für ein Kind war's eben doch nicht der Ort, sich gänzlich wohl zu fühlen. Man war stets eines unter vielen, im kalten Schlafsaal, in der Schulstube, auf dem täglichen Spaziergang, und weicher veranlagten Menschen hat die Massenerziehung nie zugesagt. Eine andere Frage ist die, ob die intensiv-religiöse Erziehung dieser Jahre in Sprecher nachhielt. Wenn wir seine Werke der letzten 20 Jahre seines Lebens aufschlagen, müssen wir's unbedingt bejahen. Sprecher auf der Höhe seines Lebens und Schaffens ist nicht nur ausgezeichnet durch hohen sittlichen Ernst, sondern auch durch evangelische Bekenntnistreue und seltenes religiöses Feingefühl. Ihm verdanken wir nicht nur eine sorgsam abgewogene Darstellung der konfessionellen Kämpfe im Graubünden des 17. Jahrhunderts, sondern auch die erste quellenmäßige Beschreibung der Bündner Herrnhuterbewegung des 18. Jahrhunderts. Aber zu allen Zeiten verfügte er nicht über diese religiöse Abgeklärtheit und Seelenruhe. Stürmisch

hat er sich in den vierziger Jahren gegen den Pietismus seiner Jugendzeit aufgelehnt, und die Opposition steigert sich gelegentlich bis zur leidenschaftlichen Absage. Da fallen scharfe Worte über pietistische Enge und herrnhutischen Geistesstolz. Nur zwei nimmt er immer aus, wenn ihn der Unwille übermannt, das sind die eigene Mutter und Schwester. Unter das Joch religiöser Weltbeschränkung beugt er sich jahrelang um keinen Preis, und selbst in der Zeit seiner tiefsten äußeren Not, in den Monaten seines brotlosen Londoner Aufenthalts, darbt er lieber, als daß er sich durch Rückkehr zu pietistischer Einstellung einen Hofmeisterposten erschlichen hätte. Daß er im Lauf der fünfziger Jahre, d. h. im Alter von 30—40 Jahren, den Rückweg zum religiösen Besitz seiner Jugendjahre dennoch fand, und zwar aus inneren Gründen, das bestätigt die Regel, daß richtiges Herrnhutertum, wenn einmal besessen, einem Menschen nie völlig verlorengehen kann, mag er nun Sprecher heißen oder Schleiermacher oder auch einen modereren Namen tragen.

Ohne Zweifel war es Sprecher nicht unwillkommen, daß die Neuwieder Knabenanstalt kein eigentliches Gymnasium umschloß, so daß man ihn für die letzten Jahre vor der Maturität nach W e t z l a r schickte. Der Ruf des Wetzlarer Gymnasiums war damals ein guter und wirkte, wie wir von mehreren Beispielen wissen, hinauf bis nach Graubünden. Im übrigen fehlten allerdings auch die Mängel des Kleinstadtgymnasiums nicht, das seine Schüler leicht zuviel von den Freiheiten des eigentlichen Studentenlebens vorwegnehmen läßt.

Das Wenige, was wir heute noch von Sprechers Wetzlarer Zeit wissen, liegt fast ohne Rest in seinen Briefen an C o n r a d i n v o n M o o r, und zwar so, daß die Briefe mit Sprechers Wegzug von Wetzlar einsetzen und bis Januar 1839 fortlaufen. Der zwar um einige Monate ältere Freund bezog die Universität erst ein Jahr nach Sprecher. Es sei indes schon hier bemerkt, daß der Briefwechsel mit Moor, später dann allerdings mit bedeutenden Unterbrechungen, weiterführt bis 1852, d. h. bis zwei Jahre vor Sprechers endgültiger Niederlassung in Chur. Dem Sammeleifer und historischen Sinn Moors ist's zu danken, daß die Briefe erhalten blieben und mit ihnen eine Hauptquelle für Sprechers Biographie von 1835 bis 1852. Seltsamerweise ist sie bis heute unbenützt geblieben.

Peter Conradin von Moor, geboren 29. Mai 1819, stammt aus der sattsam berühmten Süser Adelsfamilie, die sich später in Chur

ansiedelte. Sein Vater ist Theodor von Moor, der bekannte hochverdiente Bündner Historiker und Urkundensammler, der Begründer unseres Codex diplomaticus und des Archivs für die Geschichte der Republik der III Bünde. Nebenher war er übrigens auch Inhaber mancher Ämter und Abgeordneter Graubündens zur eidgenössischen Tagsatzung. Peter Conradin stammte aus seiner ersten Ehe mit Anna Lorsa und hat die Arbeit seines Vaters an Codex diplomaticus und Archiv weitergeführt, bis die Mittel versagten. Dazu aber hat er uns die dreibändige „Geschichte von Currätien und der Republik gemeiner III Bünde“ geschenkt (1869—1874), deren Fortführung bis in die neue Zeit leider noch niemand gewagt hat. Man braucht nur einen Blick in dieses Werk zu tun, um zu wissen, daß dieser „jüngere Moor“ neben großen Kenntnissen über ein sprühendes Temperament verfügte und gleichzeitig über die gewandteste Feder. Eine Charakteristik Conradin von Moors muß ich mir hier versagen. An Begabung stand er Sprecher nicht nach, an Beweglichkeit mag er ihm überlegen gewesen sein. Dagegen ist das Übergewicht geistiger Reife wohl bei Sprecher, und dann vor allem die Gabe der Naturanschauung und der poetischen Vertiefung in Menschen und Dinge. Sprecher beneidet Moor gelegentlich als den wohlgeborgenen Sohn eines „reichen Vaters“. Mit Unrecht. Den alternden Moor schützte leider nichts vor wachsender ökonomischer Sorge. Seit 1846 praktizierte er neben seinen historischen Studien als Rechtsanwalt in Chur. Gestorben ist er am 25. Juni 1886.

Daß Alters- und Studiengenossen wie Sprecher und Moor sich gegenseitig anziehen mußten, ist klar. Was sie später wurden, steckte schon in ihnen, als sie gemeinsam die Bänke des Wetzlarer Gymnasiums drückten. Sprecher war dazu ein ausgezeichneter Gesellschafter und Moor zunächst sichtlich der ihn Bewundernde, der kraft eigenen Witzes auf jeden Ulk willig einging. In beiden steckt der ganze übermütige Humor ihres Alters. Sprecher kann einige Jahre später (1. November 1844) schreiben, „ihre beiden Charaktere hätten zusammengehört wie Erbsen und Bohnen“, und die Heiterkeit gemeinsamer Pennäler-Erlebnisse hat Moor später zu einem Roman begeistert, „Schülerliebe“, der allerdings nie erschien. Zwar fehlen leider die Briefe Moors an Sprecher, doch gestattet das Vorhandene den Schluß, daß Sprecher der Führende war und blieb, ja gelegentlich für Moor zum Mentor wurde. Wie sich die Freundschaft in den Mannesjahren gestaltete, nach Spre-

chers endgültiger Niederlassung in Chur (1854), entzieht sich leider unserer Kenntnis. Ihr völliges Erlöschen ist nicht denkbar.

Was Sprecher schon als Gymnasiast in Wetzlar an Moor festband, war übrigens ohne Zweifel nicht zuletzt seine Sehnsucht nach Graubünden, das Heimweh nach dem angestammten gesellschaftlichen und völkischen Milieu, das ihm sein hartes Jugendgeschick entrissen hatte. Moor hat den Vorzug, jeweilen in den Ferien die Heimat aufsuchen zu können, und Sprecher kann sich nicht genug tun, ihn um Nachrichten aus Graubünden zu bitten. So schreibt er am 19. Oktober 1838 – um nur ein Beispiel zu nennen –: „Schreibe mir auch, ob Du in Davos oder Grüşch gewesen, und wenn Du noch hinkommen solltest, so grüße meines Großvaters Haus in Davos (der Seehof, das Haus des 1823 verstorbenen Kommissari Anton Herkules) und das Elterliche in Grüşch und Chur. Du weißt, wer jetzt im Elternhaus in Chur wohnt...“ Wer die Familiengeschichte der Davoser Sprecher von Bernegg kennt, spürt die tiefe Wehmut dieser wenigen Worte eines Studenten im ersten Semester.

Doch nun zurück nach Wetzlar oder „Judenburg“, wie die dortigen Pennäler den erlauchten Sitz ihrer Alma mater nannten. Wir wollen nicht das Unrecht begehen, diese Bildungsstätte nur nach Sprechers Briefen zu beurteilen. Seine Andeutungen sind das übliche Gemisch von Humor, Selbstironie und Ressentiment des soeben erst der Mittelschule entwachsenen Studenten. Doch kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß die Schule nicht mehr ganz ihrem älteren Rufe entsprach. Man oxt sich durch und entschädigt sich für erlittene Schulunbill durch allerlei halb und ganz verbotene Kneiperei und Flirt und dankt schließlich Gott, wenn man Abschied nehmen kann. Von tieferen Eindrücken schweigt man grundsätzlich, wenn schon das Verhältnis wenigstens zu einigen Professoren ein recht freundschaftliches gewesen sein muß. Vornean ein Professor Dr. Axt, bei dem übrigens Moor während seiner Wetzlarer Zeit in Pension war — Sprecher mußte sich billiger zurechtfinden —. Noch 1852 nennt ihn Sprecher in einem Brief an Moor „unseren verehrten Lehrer“, auch scheint er ihm von Bonn aus gelegentlich literarische Arbeiten zur Begutachtung vorgelegt zu haben.

Schließlich wird die allgemein geistige Verfassung, in der Sprecher zu Ostern 1838 das Wetzlarer Gymnasium verließ, kaum besser und schlechter gewesen sein als die, welche Otto von Bismarck sechs Jahre zuvor vom Gymnasium „zum grauen Kloster“

in Berlin wegtrug. Jedenfalls war sie aber viel besser als Leos, des Historikers, Erinnerungen an die Gymnasialzeit in Rudolstadt (1808 ff.). Daß endlich die Ausbildung in den alten Sprachen sowie in der Muttersprache über dem Durchschnitt stand, das beweist Sprechers späteres Studium, und man darf's durchaus nicht tragisch nehmen, wenn er im Dezember 1838 an Moor schreibt: „Du famoser Privatstudent bist also wieder in der in etzlicher Hinsicht gar hochwertigen Judenstadt (d. h. Wetzlar) und reitest Cicero, Zumpt und andere Brillengucker. Hol der Teufel die pechösen Stellen in den Tusculanen, wo mein bißchen Schulweisheit aus Mangel an Nahrung zuweilen greulichen Hunger litt.“ Und es spricht außerdem doch sehr für Wetzlar, wenn es Sprecher in späteren Jahren gelegentlich beklagt, seine dortigen Studien zu früh abgeschlossen zu haben. — Als Bündner Mitschüler in Wetzlar werden öfter genannt ein Planta, der spätere Nationalrat Andreas Rudolf von Planta, und ein Vital, dem wir wiederbegegnen werden.

Zu Ostern 1838 bezieht Sprecher die Hohenzollernuniversität zu Bonn am Rhein, genau drei Jahre bevor ein Glücklicherer, Jakob Burckhardt von Basel, seine Schritte dahinlenkte. Die Wahl der Universität Bonn war für Sprecher gegeben. Die Entfernung von Neuwied, dem Wohnort der Mutter, war gering. Ob's auch vom pädagogischen Standpunkt aus klug war, ist eine andere Frage, denn nun wurde der Mutter alles zugetragen, was der freiheitshungrige Sohn trieb, und es fehlte bald nicht an den nur allzu häufigen mütterlichen Auseinandersetzungen. Trotzdem hat Sprecher drei Semester nacheinander in Bonn zugebracht.

An die Spitze seiner akademischen Studien gehört ein Bekenntnis, das er ein volles Jahrzehnt später (6. April 1848) in einem Brief an Schwager und Schwester Pfr. Hunziker-von Sprecher ablegt, geschrieben aus Ungarn. Da heißt es: „Meine ganze Carriere ist gestört. Ich gieng zu früh an die Universität, weil jener Schurke aus Lievland die Mutter und mich dazu verführte, und war zu jung, ohne Führer und Leiter in meinen Studien. Ich lernte vielerlei, aber wenig recht. Ich habe kein eigentliches Brotstudium erlernt, bin also nicht zu irgendeiner Professur befähigt. Viel Schuld liegt freilich auch an mir, an meinem unstäten Charakter, den ich nicht zu regeln verstand.“ Wer so redlich von sich selber spricht, ist sicher, daß anständige Menschen seine Worte nicht pressen. Drum setzen wir sie her.

Schon mit der Wahl der Fakultät scheint's nicht so leicht ge-

gangen zu sein. Moor in Wetzlar scheint erwartet zu haben, er lasse sich als Theologe einschreiben. Das mag der stille mütterliche Wunsch gewesen sein, und zwar aus inneren wie äußeren Gründen. Und wer den Joh. Andr. von Sprecher der letzten Jahrzehnte nimmt, möchte bedauern, daß er nicht diesen Weg einschlug. Aber von Wetzlar weg bis zu seiner Abklärung in Fragen der Weltanschauung, besonders der religiösen, lag noch ein Abgrund. Wir kennen schon seine wachsende Auflehnung gegen den herrnhutischen Pietismus. Was ihn wegtreibt vom Väterglauben, ist einmal ein starker Trieb ins Leben hinaus aus der relativen Enge herrnhutischen Denkens. Dazu aber, wenn ich richtig sehe, kommt ein Ressentiment, das ihn jahrelang nicht losläßt. Er grollt im Grunde stets tiefer seiner bedrängten ökonomischen Lage. Er, der Sproß einer altadeligen Familie, nicht frei zunächst von eigentlichem Adelsstolz, muß wahrnehmen, wie ihm die Mittellosigkeit die Flügel beschneidet und ihn zu einer Disziplin in der Auswahl seiner Studien, zum Brotberuf, zwingen will. Das hatte sich sein Großvater, der Kommissari Anton Herkules, nicht gefallen lassen müssen, der mit seinem Hofmeister Johann Peter Nesemann Europa durchreiste; auch der Vater nicht. Sprecher trägt im Grunde noch die ganze sorglose, durch keine allzu große Gründlichkeit beschwerte Weite geistiger Interessen eines jungen Adligen des 18. Jahrhunderts mit sich herum. Diszipliniertes akademisches Studium bedeutet ihm nicht Aufstieg, wie dem Abkömmling kleinbürgerlichen Standes, sondern Abstieg. Gewiß hatte die fromme Mutter diese Gesinnung nicht in ihm großgezogen. Aber man ist nun einmal nicht nur der Mutter Sohn, sondern stets auch der Enkel der Großeltern.

Das gilt es zu bedenken, wenn man an Darstellung und Beurteilung von Sprechers Studien tritt, die fast rhythmisch einsetzen und wieder abbrechen, heute dem Schwersten sich zuwenden und dann wieder hineingerissen werden in eine wissenschaftliche oder literarische Liebhaberei, ihn zeitweilig der Journalistik in die Arme werfen, ja den halbverzweifelten Entschluß fassen lassen, als Soldat, als Offizier sein Glück zu suchen, bis endlich doch nach Jahren neben dem Brotberuf eines regierungsrätlichen Schreibers der ganze Joh. Andreas von Sprecher zu wachsen beginnt, der Kulturhistoriker und Volksschriftsteller. Jetzt war das Ressentiment des Bündner Adligen zum Schweigen gekommen, und das Heimweh nach Vergangenen ging zur Ruhe in der Historie des 17. und 18. Jahrhunderts.

Also mit der Theologie war's nichts. Sprecher ist in Bonn unter dem Rektorat des berühmten Philologen Welcker als *Studiosus philosophiae et philologiae* immatrikuliert worden. Fürs erste war er zu jung, obschon ihm die Anlage nicht ganz abging. Um so größeres Interesse trug er an die Philologie hin. Selbstverständlich schreibt er schon in den ersten Wochen an Moor nach Wetzlar und teilt ihm die Tagesordnung mit. Um 1/25 beginnt sie, für einen Studenten im ersten Semester eine gute Leistung, doch ist Sprecher sein Lebtage ein Frühaufsteher gewesen, der aber einen ziemlich ergiebigen Mittagsschlaf ins Tagewerk mit einbezog. Da die Exmatrikel von Bonn erhalten ist, kennen wir sämtliche Kollegien der drei ersten Semester. Logik und Metaphysik, Stücke aus der griechischen und lateinischen Literatur, Allgemeine Geschichte, deutsche, französische und englische Literatur und endlich Spanisch und Persisch. Die Namen der Dozenten übergehen wir, obschon berühmte darunter sind. Ernst Moritz Arndt ist nicht dabei. Der war ja suspendiert, und Friedrich Wilhelm III. lebte noch, doch wissen wir, daß Sprecher bei ihm verkehrte. Überblicken wir die Zahl und Art der Vorlesungen, so erscheint es uns nicht als Bluff, wenn Sprecher ein andermal an Moor berichtet: „Ich oxe jetzt jeden Tag von 4—8 Persisch, von 8—10 Spanisch und von 10 Uhr an gehe ich ins Kolleg.“

Seiner Vorliebe für das Spanische werden wir später wieder begegnen. Sie war nichts weniger als eine Eintagsfliege, konnte er's doch zehn Jahre später wagen, ein verschollenes spanisches Heldengedicht herauszugeben. Das Persische kann er Moor nicht genug empfehlen, schreibt auch, er treibe nebenher noch Koptisch, um sich den Zugang zu den ägyptischen Altertümern zu erschließen, ja er kann sich gelegentlich äußern, er wolle Dozent für orientalische Sprachen werden. Alles in allem eine Leistung der ersten drei Semester, die weit über dem Durchschnitt steht, auch wenn wir an den Mitteilungen dieser Studentenbriefe da und dort einen Abstrich machen.

Doch nicht genug an dem. Aus dem zweiten Bonner Semester haben wir durch einen Brief an Moor (22. Februar 1839) den ersten Hinweis auf schriftstellerische Arbeiten Sprechers. Er beginnt recht trübe: „Ich habe viel dringende Schulden zu bezahlen. Wenn ich morgens aufstehe, finden sich schon hin und wieder Manichäer ein, die mir, wohl mit tiefem Respekt, ein Blättchen beschriebenes Papier unter die Nase halten. Um nun, da ich meiner Mutter von

Schulden nichts schreiben darf, mir auf anständige Weise Geld zu verschaffen, schreibe ich an einer Novelle. Könntest Du sie nicht vielleicht dem Wigand anbieten? Ich bringe sie dann mit, und Du erhältst zehn Exemplare zum Danke!! Ich habe schon mehr in dergleichen gearbeitet, und es liegen noch einige fertig da. Eine will ich dann dem Professor Axt vorlegen, damit er sie beurteile. Du wirst sie aber nicht nach meinen Briefen beurteilen; die sind in schlechtem Stil geschrieben —. Hör aber, das bleibt unter uns. Ich beschwöre Dich darum bei unserer Freundschaft. Eines handelt in den spanischen Freiheitskriegen von 1809; das andere von einem Schleichhändler. Dieses ist noch in Arbeit.“

Man erkennt deutlich, in welcher literarischen Form der erste Sprecher hervortritt. Er ist einfach der Erzähler. Wir werden ihn zwei Jahrzehnte später auf dem gleichen Kunstweg antreffen. Was jedoch dazwischen liegt, sieht ganz anders aus. Die genannten Novellen müssen übrigens ungedruckt geblieben sein.

Daß Sprecher auch am studentischen Treiben Bonns nicht achtlos vorüberging, läßt sein geselliges Wesen erwarten. Wie es scheint, ist er vorübergehend aktiver Verbindungsstudent gewesen. Den Komment der Korps lehnt er ab, paukt aber fröhlich auf dem Fechtboden. Besondere Freundschaft scheint er mit einem kerngesunden Zürcher Studenten namens Wirz gepflegt zu haben. Mit ihm zusammen kann er gelegentlich eine nächtliche Spritztour nach Köln unternehmen, mit dem habsüchtigen Hotelportier raufen, den Dom bewundern und das Ganze mit einem feudalen Pump bei den Bündner Geschäftsleuten Rosler und Bonorand abschließen.

Auf der bereits zitierten, noch erhaltenen Exmatrikel von Bonn heißt es, er sei beim Speisewirt Fleischer, beim Schneider Altdorf und beim Buchbinder Vosch je einige Taler schuldig geblieben, die er aber nachträglich regulierte, und endlich ist er laut dem gleichen Universitätsdokument „einer Teilnahme an verbotener Verbindung unter den Studierenden nicht verdächtig geworden“.

Sprechers Geldverlegenheiten in Bonn und später beruhen in der Hauptsache einfach auf mangelnder ökonomischer Veranlagung. Das Internat zu Neuwied und die Lebensweise in Wetzlar hatten ihm in diesem Stück auch nicht aufgeholfen. Endlich hatte er eine wahre Leidenschaft für Wanderungen und Reisen, und seine gute Kenntnis des deutschen Landes stammte nicht allein aus Büchern. So rannte er in jenen Jahren durch seine Sorglosigkeit in fast immerwährende Geldsorge hinein. Wir aber werden

ihm verzeihen, was wir anderen Poetennaturen längst vergeben haben.

Von Bonn ging's nach Heidelberg, wo Moor unterdessen auf des Vaters Geheiß seine juristischen Studien begonnen hatte. Von dieser Zeit, es ist der Winter 39/40, ist mir kein anderes Dokument in die Hand gekommen als ein Kollegientestat des Philologen Professor Baehr und ein Brief an Bruder Peter in Chur vom 19. März 1840, der soviel erkennen läßt, daß Sprecher schon damals seine Promotion ins Auge faßte. Doch blieb ihm das einzige Heidelberger Semester eine Jugenderinnerung von besonderer Kraft. Über seine Stimmung in diesem Winter unterrichtet uns in liebenswerter Weise ein Brief an Moor, den Sprecher vier Jahre später erst von Thalheim aus schrieb (28. Dezember 1844). Da heißt es: „Ich weiß nicht, warum dieser letzte Abend im Jahr für mich noch neben dem Chronologischen einen so süßen Reiz hat. Ich liebe es dann, alte Bilder herauftauchen zu lassen, und mein Zimmer — es sei, wo ich wolle — verwandelt sich in die Stube bei Webers in Heidelberg, und wir sitzen miteinander in Feierkleidern auf dem Sofa, rauchen sehr guten Tabak, essen Himbeertorte und trinken Xeres. Wir erzählen uns alte Geschichten, frisken die hier und da verblichenen Farben des Lebensgemäldes wieder auf, und der Zeiger rückt langsam vorwärts, unerschütterlich gleich, aber sicher, und führt die ungewisse Zukunft herauf. Es ist elf Uhr. Wir sitzen noch immer nebeneinander. Du erzählst eine wunderliche Geschichte nach der andern und rauchst bereits die dritte Pfeife, trinkst das zehnte Glas und sprichst leise, indem ein freudiger Strahl durch Deine Züge fährt: „Was wir lieben!“, und wir stoßen an. Mit Andacht — denn die, welcher das Glas gilt, ist eine Heilige — schlürfst Du den feurigen Nektar hinab. Wir treten dann ans Fenster, das uns eine ganze Welt voll Jubel in die Stube bläst, und draußen liegt die Welt, kalt, weiß gekleidet, und links herauf dringt das stille Rauschen des Neckars usw.“

Wie dann Sprecher im Jahr 1850 von London heimkehrte, hat er trotz der mißlichen Lage, in der er sich befand, sich's nicht nehmen lassen, das geliebte Heidelberg nochmals zu grüßen. Er schreibt darüber (an Moor von Thalheim aus, 28. Dezember 1850): „An einem schönen Morgen, dem ersten seit Antritt der Reise, kamen wir per Dampf nach Heidelberg und benützten die kurze Frist, um den Schloßberg zu besteigen, flatterten sogar auf den Kaiserstuhl. Welche Erinnerungen! Mein Herz, das sich unter so

vielen eigenen und fremden Leiden erkältet und versteinert hatte, lebte wieder auf und ward etwas warm. Vieles fand ich unter den Leuten verändert; nur die herrliche Natur und das Schloß prangten im alten Glanze.“

Auffallend ist auch hier, daß Sprecher, der sonst so gar nicht Undankbare, mit keinem Wort seiner akademischen Lehrer gedenkt. Ähnliches gilt übrigens von Bonn. Offenbar hat er von den Professoren keine entscheidenden Eindrücke empfangen. Er gehört zu denen, die sich ihren Weg selbst suchen müssen, auch wenn sie von den besten Beratern rings umgeben wären.

Sprechers Heidelberger Semester ist sein viertes und letztes gewesen. Die Mittel waren offenbar erschöpft, vielleicht durch seine Schuld zu früh erschöpft, und es mußte ein anderer Weg für seine Weiterbildung gesucht werden. Ein kurzer Aufenthalt in Neuchâtel im Frühling 1840 bildete nur den flüchtigen Übergang zu einer Hauslehrerstelle in der Familie Necker in Genf. Es war ihm recht wohl in dem vornehmen Hause, und nicht ungern wäre er länger geblieben. Doch wurde, wie es scheint, schon im Frühling 1841 anders verfügt. Andeutungen in Briefen an den Bruder Peter vom Ende der vierziger Jahre lassen keinen Zweifel darüber bestehen, daß Sprechers Tätigkeit im Hause Necker mit einem Mißerfolg schloß. Der Hofmeisterberuf und leider das Schulmeistern überhaupt lag ihm nicht, so oft er auch nachher wieder aus Not seine Hand darnach ausstrecken mußte. Es gibt von Genf aus einen einzigen Brief an Moor, auch der ein Fragment und ohne Datum. Doch enthält er recht Bemerkenswertes nach verschiedenen Seiten. Zunächst in bezug auf Sprechers Selbsteinschätzung als Lehrer. Er scheint nicht sehr optimistisch davon zu denken. Dann aber begegnen wir hier zum erstenmal einer Betrachtung über die dichterische Verwendbarkeit der deutschen Sprache. Mit Griechisch und Italienisch läßt er das Deutsche den andern Sprachen vorangehen. Dann kommen in diesem sehr nachdenklichen Brief eines Zweiundzwanzigjährigen Erwägungen über die treibenden Kräfte in der Geschichte der Völker; heute würden wir sagen eine Art Strukturlehre der historischen Vorgänge. „Ich habe jetzt in der Geschichte der Völker die drei Hauptprinzipien aufgefunden, die den äußeren und inneren Zustand jedes Volkes, das eine bedeutende Rolle auf dem Schauplatz der Geschichte spielt, zu jeder Zeit vollkommen bezeichnen. Es sind das Prinzip der Politik oder des Krieges, das des Priestertums und das der Gesellschaft, unter

welch letztgenannten Begriff alle Gemüts- und niederen Geistesprodukte, sodann Musik, Dichtkunst, Baukunst, Luxus usw. fallen.“ Man sieht, der Kulturhistoriker regt sich in dem Studenten, der kaum erst sein viertes Semester abgeschlossen hatte.

Was uns jedoch an diesem Brief noch besonders interessieren mag, ist die erste uns bekannte Äußerung Sprechers über das politische Leben der Schweiz. Er spricht davon, daß seine Mutter eben zu vorübergehendem Aufenthalt nach Graubünden zurückkehrte, und fährt dann fort: „Ich weiß nicht, warum ich unser gemeinsames Vaterland Graubünden jetzt so sehr liebe. Ich dünke mich stolz, Bündner zu sein. Aber aus dem Kollektivnamen „Schweizer“ mache ich mir nichts mehr. Diese Übrigen haben sich in den letzten Zeiten einen so üblen Ruf durch ihren ewigen Kleinkinderzank erworben, daß ich mich fast schämen möchte, Schweizer zu sein, wenn nicht unser Kanton auch dazu gehörte. Warum haben unsere Landsleute, die Bündner, weit und breit einen guten Ruf? Weil sie wenig von sich zu sprechen geben. Von den übrigen Kantonen, wie Bern, Zürich, Schwyz, Luzern, liest man häufig, doch selten etwas Gutes. Von Bündten aber las ich zur Seltenheit neulich im Genfer *Fédéral* und im Pariser *Journal des Débats*, daß Oberst Rüttimann, der eidgenössische Armeeeinspizient, die Bündner für die besten Schweizertruppen erklärt habe, würdig, denen jeder anderen Nation an die Seite gestellt zu werden.“

Man erkennt aus der recht unreifen Äußerung: Noch ist Sprecher nicht erfaßt vom Wellengang der Zeit und Bündner Patriot à tout prix. Die beste Kur gegen diesen Optimismus in bezug auf Graubünden sollte bald folgen in Form eines längeren Aufenthalts im Heimatkanton.

Es war sein erster längerer *Churer* Aufenthalt, der vom Sommer 1841 bis in den September 1843 dauern sollte. Zunächst kam Sprecher von Genf nach Chur, weil seine Mutter vorübergehend hier weilte bei ihren älteren Söhnen Anton Herkules, geboren 1812, dem Heraldiker, und Peter, geboren 1816, dem Kaufmann. Wir sind über diese beiden *Churer* Jahre recht kümmerlich unterrichtet, denn die Briefe an Moor brechen ab. Die Mutter kehrte schon im Sommer 1841 nach Neuwied zurück, wo sie, was wir schon hier erwähnen möchten, am 24. Mai folgenden Jahres (1842) gestorben ist. Das war die Mutter, die des Lebens Höhen und Tiefen kennengelernt, ohne je in ihrem Glauben zu wanken. Der Sohn hat sie auch in seinen schwersten Krisenzeiten tief verehrt und fünf Jahre

später über sie geschrieben: „War sie nicht eine so brave, edle Frau, wie sie gar selten sind auf Erden?“ (an Bruder Peter).

Wenn Johann Andreas für längere Dauer in Chur zurückblieb, so ist das wohl, menschlich betrachtet, der größte Fehler seines Lebens gewesen. Die mehrjährige Unterbrechung der Universitätsstudien wurde ihm zum Verhängnis. Das fühlte er auch, wenn er 1847 an Bruder Peter von den „schrecklichen 2 $\frac{1}{2}$ Churer Jahren“ schreibt.

Wir wissen über diese Churer Zeit nur zwei Dinge bestimmt. Zuerst, daß Sprecher sich im Herbst 1842 um eine Kantonsschullehrerstelle bewarb, nachdem ihm Rektor Luzius Hold schon im April desselbigen Jahres schriftlich bezeugt hatte, daß er „nach Maßgabe seines Alters recht viele Kenntnisse alter und neuer Sprachen sowohl, als realer Wissenschaften besitzt und auch von Seite seiner sittlichen Rechtschaffenheit die vollste Achtung verdient“. Warum die Bewerbung fehlschlug, wissen wir nicht, doch stimmt es kaum, wenn in einem späteren Familienbrief die Vermutung auftaucht, Sprecher sei dem radikalen Rektor Hold politisch nicht genehm gewesen. Wahrscheinlicher ist, daß der gereifere Dr. J. Honegger, später Rektor des Gymnasiums in Zürich, ihn aus ganz sachlichen Gründen aus dem Felde schlug. Da der Antritt Honeggers erst 1843 erfolgte, ist es auch denkbar, daß sich der Wahlentscheid verzögerte und Sprecher längere Zeit hingehalten wurde, wie es etwa zu gehen pflegt.

Ein Zweites über die Churerjahre erfahren wir aus späteren Briefen an Moor. Sprecher hat in diesen Jahren offenbar recht fröhlich mitgemacht im gesellschaftlichen Leben der Bündner Hauptstadt, wie auch sein Freund Moor. Bälle, Schlittenfahrten und was dergleichen Dinge sind, die ja damals mehr bedeuteten als heute. Auch eine zarte Neigung kommt dazu, die lange nachwirkte und Sprecher im Oktober 1843 in einem Brief von Basel aus zu dem wahrhaft poetischen Bekenntnis veranlaßt: „Bis 5 Uhr ist Stunde. Dann gehe ich etwa spazieren und schaue nach Südost oder frage die Rheinwellen, ob sie nicht meine Geliebte über die Haldensteiner Brücke gehen gesehen. Ich preise sie glücklich, weil sie aus dem lieben Bündnerlande kommen.“

Für die Herrengesellschaft scheint damals der „Steinbruch“ Mittelpunkt gewesen zu sein, wenigstens für die jüngere Generation. Da besprach man beim Becher die Tagesereignisse der kleinen wie der großen Welt, und schon damals mag der begabte und

frühreife Alphons von Flugli, wenschon vier Jahre jünger als Sprecher und Moor, nicht selten in den angeregten Kreis getreten sein. Es gab aber auch eine Donnerstagsgesellschaft, in der wissenschaftliche Arbeiten vorgelesen wurden. Sprecher erwähnt sie in einem Brief an Bruder Peter vom 1. September 1846 und erbittet sich nach Wien das von Professor Schällibaum oder Rektor Hold gehaltene Referat über die freien Walser.

Fast ganz auf Vermutungen sind wir angewiesen über Sprechers wissenschaftliche Arbeit in diesen Jahren, doch blieb er nicht müßig. Von ihm selbst haben wir eine einzige Notiz darüber in einer recht pessimistischen Rückschau an Bruder Peter vom 8. April 1848, wo es heißt: „Ich warf mich in den 2½ Churer Jahren auf Bibliographie und Poetasterei und verbrachte die übrige Zeit in Verzweiflung über meine Lage.“ Doch ist diese Äußerung nicht zu wörtlich zu nehmen... Der Verkehr mit Theodor von Moor, dem Vater, war gegeben, und der wollte allein schon etwas bedeuten. Aber ich gestatte mir noch eine andere Vermutung. Sprechers Kenntnis von Bündens Land und Volk, die sich später so erstaunlich entfalten sollte, hat wohl schon in diesen beiden Jahren ihren Anfang genommen. Nur so läßt es sich erklären, daß er schon 1852 in einem Brief an Moor die Absicht bekunden konnte, einen historischen Bündner Roman aus den ersten Jahrzehnten des siebzehnten Jahrhunderts zu schreiben, obschon er von 1843 weg seinen Heimatkanton nur ganz vorübergehend gesehen hatte.

Der September 1843 endlich brachte die durchaus notwendige Änderung in Sprechers äußeren Lebensverhältnissen, die Übersiedelung nach Basel. Es scheinen ihr ziemlich ernste Auseinandersetzungen mit seinen Geschwistern vorangegangen zu sein, die schließlich nach dem Hinschied der Mutter die ganze Verantwortung für ihn trugen. Die ältere Schwester, Maria Magdalena, hatte sich zwei Jahre zuvor mit Pfarrer Hunziker in Thalheim (Aargau) vermählt, während die zweite, Cäcilia Elisabeth, schon seit 1839 die Gattin des Dr. med. Bernh. Plitt in Tharandt bei Dresden war. Sprecher war von den bürgerlichen Alliancen anfangs gar nicht erbaut, konnte sich aber nicht dagegen sträuben, daß ihm nun in stets steigendem Maß bürgerliche Grundsätze in bezug auf Fortkommen und Studium entgegengetragen wurden. Nicht daß es zum Bruch mit seinen Geschwistern gekommen wäre. Dazu war ihr Familiensinn viel zu lebendig und religiös verankert. Das bewährte sich auch in den kommenden, noch weit schwieri-

geren Jahren. Aber nun hatte man sichtlich doch sehr eindringlich mit ihm geredet. So zog er nach Basel und wußte, daß er vorläufig ganz auf die eigene Kraft angewiesen war.

Über kaum einen Zeitraum seines Lebens sind wir so genau unterrichtet wie über die ersten 16 Monate seiner Basler Zeit. Da liegen 1½ Dutzend, teilweise recht umfangreiche Briefe und Brieffragmente an Moor vor, die nichts unbesprochen lassen. Und das sind nun — wenn wir von diesem und jenem absehen — keine Studentenbriefe mehr, sondern Bekenntnisse eines Mannes, der die Sorglosigkeit hinter sich geworfen hat und um einen wirklichen Lebensinhalt ringt. Schon der erste Brief vom 24. Oktober 1843 an seinen getreuen Moor wird denn auch ein Programm. Man spürt die glühende Absicht, der bisherigen Planlosigkeit ein Ende zu machen, wenn er schreibt: „Du siehst, ich bin jetzt ungerühmt wacker hinter den Studien, aber ich habe mir es zum Gesetz gemacht, fleißig zu sein und das Versäumte nachzuholen. Ein außerordentlicher Ehrgeiz, ein unnennbarer Durst nach Kenntnissen erfüllt mich. Ich will mir nicht nur einen guten Namen erwerben, sondern auch trachten, meine Ziele zu erreichen, d. h. ein materielles, id est eine gute, fette Pfründe als Professor, und ein geistiges, d. h. eine umfassende Kenntnis aller Jahrhunderte. Überhaupt, soweit es möglich ist, zu erforschen, was die Menschen gedacht und getan, und wo sie gefehlt haben.“ Und zwei Monate später heißt es (12. Dezember 1843): „Ich will jetzt schaffen, daß es raucht, um später an einer Universität als Privatdozent der Geschichte aufzutreten.“ Das hindert ihn dann allerdings nicht, ein Jahr später (3. Oktober 1844) Moor zu sondieren, ob nicht eine Aktuarstelle beim paritätischen Erziehungsrat in Chur zu bekommen wäre, die ihm Zeit für seine Studien einräumte und die Brücke zu einer Professur an der Bündner Kantonsschule werden könnte.

Wer nun aber erwartet, daß Sprecher sich in Basel in die Universitätsvorlesungen setzte und brav einen Doktor baute, wird gänzlich enttäuscht. Trotzdem er mindestens drei Semester in der RheinStadt sitzt, werden Kollegien und Dozenten nicht mit einem Wort erwähnt. Nur Wilhelm Wackernagel macht eine Ausnahme, doch in fast komischem Zusammenhang, wenn er schreibt: „Hier stirbt die Poesie Hungers — ausgenommen die altdeutsche, welche durch Wackernagel Mode geworden ist —, wenn sie nicht klingend und tönend ist.“ Zu vergessen ist dabei allerdings nicht, daß wir noch keineswegs das Basel Jakob Burckhardts haben, und daß im Jahr-

zehnt nach der Trennung von Basel-Stadt und Basel-Land die Universität als Hort des Konservatismus à tout prix verschrien und nicht ganz unverdientermaßen unpopulär und von geringem Einfluß war trotz bedeutender Kräfte, die ihr schon damals angehörten. Aber Sprecher klagt auch nicht etwa über die Alma mater. Er ignoriert sie einfach mit Ausnahme der ihm überaus willkommenen Lesegesellschaft auf der Pfalz, die er sehr schätzt und fast täglich besucht.

Doch fassen wir zunächst einmal einfach Sprechers äußere Existenz in Basel ins Auge. Um die ging's ja für den Mittellosen zu allererst, und in dieser Hinsicht fand er rasch, was er haben mußte. Mit Behagen rechnet er Moor schon in den ersten Wochen vor, daß er es zu einer monatlichen Einnahme von 45 Fr. gebracht habe, während sich sein Budget auf 44 belaufe. Später einmal berichtet er sogar von einer Monatseinnahme von 80—90 Fr., selbstverständlich alte Schweizerfranken, deren Kaufkraft wir heute mit vier multiplizieren dürfen. Die Haupteinnahme bildet der Privatunterricht bei den Kindern eines „Siebenmillionärs“, wie ihn Sprecher stets nennt. Es ist ein Bankier Rosenburger. Ihnen muß er täglich zwei Stunden bei den Schulaufgaben nachhelfen, und später „sie auch Speere werfen lehren“, d. h. mit ihnen spielen. Es ist nur je und je eine Verlegenheit für ihn, wenn die Büblein aufs Land gehen und seine Einnahme stoppt. Dann erteilt er der Primadonna des Basler Stadttheaters und ihrem Bruder Französischunterricht und bedauert das Versiegen des Verdienstes, wie die Dame Basel verläßt, weil ihr der Theaterdirektor die Gage nicht bezahlt. Sodann wird er offenbar als Lehrer an eine Handwerkerschule herangezogen, „wo er Gesellen Vorlesungen über deutsche Sprache zu halten hat“. „Übrigens“, sagt er, „halten hier sogar Professoren dergleichen Vorlesungen. Sie sind ziemlich einträglich.“ (12. Dezember 1843.) Vermutlich ist Sprecher durch seinen Bündner Landsmann, den Zimmermeister Josua Tester in Kleinbasel, zu diesem Lehrauftrag gekommen, der, 1838 ins Basler Bürgerrecht aufgenommen, sich bekanntlich bedeutende Verdienste um die Handwerkerbildung erworben hat. Später gibt er auch Englisch, Latein und anderes, und im Februar 1844 schreibt er: „Ich bekomme jetzt die Aufsicht über einen Blödsinnigen und muß ihn täglich eine Stunde lang unterhalten. Das gibt Arbeit!“ So bringt er's schließlich auf ein Wochenpensum von 25—30 Stunden und hat seine Existenz, doch, wie wir's wohl verstehen, ohne tiefere

Befriedigung. Man wird nichts so satt wie das Dasein eines Privatstundengebers.

War so seine Stellung in Basel äußerlich gesichert, so wurde er doch nie warm in der Stadt am Rhein. Gewiß nicht ohne eigene Schuld. Als Abkömmling des alten Bündner Adels hätte er manche offene Tür gefunden. Aber er steht innerlich so aufgewühlt da, sozial, religiös und allmählich immer mehr auch politisch, daß er den Anschluß an die Basler Gesellschaft nicht finden kann. Wieder ist's das früher erwähnte, psychologisch so leicht erklärliche Resentiment des mittellosen Adligen, das ihm den Weg verstellt. Wir dürfen daher auch seine Sprüche über das Basel jener Tage nicht allzu ernst nehmen, setzen indes einige her, weil es ihnen weder an Geist, noch an Wahrheit mangelt. So schreibt er im Dezember 1843 an Moor: „Hier in Basel findest Du viel, viel Geld, aber nichts weiter als Werke der Barmherzigkeit. Kein hohes Streben, keine joviale Gemütlichkeit à la Steinbruch und Gesellschaft. Indessen trotz dieser Dürre grünt mein Witz hin und wieder.“ Und einige Monate später: „Der Kopf ist hohl, auf dem nicht ein feiner Kastor sitzt; das Herz ist kalt, an dem nicht Banknoten ruhen. Das sind Geliebte, deren Papas mit Nullen sechsspännig fahren. O weh, Basel, du bist eine fromme, barmherzige, aber trotz der vielen Millionen lederne Stadt.“ Und endlich in einem undatierten Brieffragment: „Hier in dieser Mammonsstadt sieht man ganz geräuschlos ungeheure Reichtümer sich aufhäufen, und der Anblick, den ein stilles, sorgenloses Familienleben gewährt, würde auch dem hartnäckigsten Verschwender geheime Wünsche, es ebenso zu haben, einflößen. Glaube aber nicht, ich sei ein marktender Krämer, ein Liebhaber der ultrierten Sparsamkeit oder ein Mensch geworden, der im Gold sein höchstes Ideal verwirklicht sieht.“

Seine Wohnung hatte Sprecher in Basel beim Lehrer Klein am Kanonenweg, und er scheint es gut getroffen zu haben. Mit besonderer Wertschätzung spricht er von dessen Sohn, dem Mathematikstudenten W. Klein. Der junge Mann war noch kaum zwanzigjährig. Trotzdem heißt es von ihm in einem Brief vom 22. August 1844: „Jetzt verwendet er sich für mich wegen der Redaktion einer Zeitung. Er hat beim jetzigen Redaktor trotz seiner Jugend großen Einfluß.“ Es handelt sich um keinen Geringeren als Wilhelm Klein, den später führenden radikalen Basler Politiker und Regierungsrat. Der Verkehr mit ihm kann nicht ohne Einfluß auf Spre-

chers politische Orientierung gewesen sein, von der wir unten zu reden haben¹.

Im April 1844 taucht Alphons von Flugli auf auf der Durchreise nach Deutschland, und Sprecher versteht sich gut mit dem „blinden Sänger“, wie er ihn nennt. Aber er kann ihm den treuen Moor nicht ersetzen, den er vergeblich mit allen Mitteln zum Besuch in Basel zu bewegen sucht. Das eidgenössische Schützenfest stehe ja bevor, damals bekanntlich noch ein ganz anderes Ereignis als heute. „Du wirst“, so schreibt er am 16. Juni 1844, „einen langen Streifen hellen Lichtes in die Finsternis meines Philisterlebens werfen. Den Tag über gingen wir dann auf den in groartigem, aber höllisch kostbarem Stil angelegten Schützenplatz, kniepten dort oder spazierten Zigarren rauchend und philosophierend oder satirisierend herum, und am Abend gäbe es wieder eine Variation dieses Phaakenlebens.“ Moor kommt indes nicht, wohl aber das solenne Schützenfest mit einigen Bündner Bekannten, unter ihnen Andr. Rud. von Planta, sein Mitschüler von Wetzlar.

Doch nun zu Sprechers wissenschaftlicher Arbeit in Basel. Die Absicht, ein Doktorexamen zu machen, scheint unausgesprochen doch bestanden zu haben. Wenn er am 16. April 1844 schreibt: „In zwei Jahren will ich mit Gottes Hilfe an eine Universität als Dozent der Geschichte!“, so mußte er sich doch wohl bewußt sein, daß dies ohne einen akademischen Grad nicht leicht möglich war. Und auf das Suchen nach einem Dissertationsthema weist wohl die vier Monate spätere Bemerkung: „Glaubst Du, Dein Vater würde

¹ Nicht zufällig ist J. A. von Sprecher bei Lehrer Rektor W. Klein am Kanonenweg in Basel in Pension gekommen. Kleins Gemahlin war Katharina von Salis-Maienfeld, die älteste Schwester des späteren Regierungsrates und Direktors der Graubündner Kantonalbank Rudolf Gub. von Salis. Dieser Ehe entsprote der am 7. Oktober 1825 geborene Sohn Wilhelm Klein, der spätere führende Basler Politiker, mit dem Sprecher in seiner Basler Zeit wenigstens zeitweilig das Zimmer teilte. Die Mutter starb erst 1876 und erlebte somit den ganzen politischen Aufstieg ihres Sohnes. — Für uns ist es wissenswert, daß Klein schon als Siebzehnjahriger einen Putsch zum Sturz des Basler Familienregiments plante, sich aber noch rechtzeitig eines Besseren belehren ließ. Zwei Jahre später aber beteiligte er sich als Mathematikstudent am Freischarenzug vom Dezember 1844 und entging mit knapper Not der Relegierung. Im gleichen Jahr, d. h. während Sprecher in Basel weilte, schuf Klein nebst anderen den Basler Grutliverein (vgl. Ed. His: Basler Staatsmänner des 19. Jahrhunderts). Dieser Verkehr konnte nicht ohne Einfluß bleiben auf Sprechers politische Umwandlung.

mir einen Band seiner Urkundensammlung hierher anvertrauen? Ich möchte doch Stoff sammeln zu einer Geschichte des Schwabenkrieges, um im Falle, daß eine Stelle des Professors der Geschichte in Chur frei würde, einen Ruf als Geschichtschreiber zu haben.“ Aber dann macht er sich wieder ganz nach seiner Art hinter Arbeiten, die ihm der Zufall vor die Füße legt. So berichtet er schon im Oktober 1843: „Ich arbeite eifrig an der Kopie eines lateinischen Manuskripts von 1217, einer Reise ins heilige Land. Sie enthält in barbarischem Latein voll der schwierigsten Abkürzungen manches Interessante. Sie erscheint in der Übersetzung.“ Am 22. August 1844 aber spricht er von einer Reise nach China aus dem 14. Jahrhundert, die er in Übersetzung mit Kommentar versehen druckbereit liegen habe. Dann redet er von Exzerpten aus lateinischen Autoren, auch von römischen und griechischen Antiquitäten und Literaturgeschichte, die ihn beschäftigten (1. November und 16. Dezember 1844). Endlich aber taucht Ende 1844 der kühne Plan auf, mit Heinrich in Celerina, der schon eine romanische Grammatik verfaßt habe, ein „etymologisches Wörterbuch der romanischen Sprache, und zwar des Ladinischen, herauszugeben“. Er fügt dem Brief auch einige Kostproben bei und ergeht sich in Vermutungen über den Ursprung der Sprache, voll Skepsis gegen die damals noch herrschende, heute allgemein abgelehnte Hypothese eines etruskischen Einschlags. Man fragt sich, woher Sprecher Romanisch kann, und erfährt, daß er wohl schon in Wetzlar durch seinen Mitschüler Vital die Sprache kennengelernt hatte. Das überrascht nicht so sehr, wenn man bedenkt, daß Sprecher in älteren Jahren gut ein Dutzend verschiedene Sprachen mit Verständnis zu lesen verstand. Aber vorläufig war dieser Seitensprung in die romanische Sprachforschung Sprechers Doktorexamen jedenfalls nicht förderlich¹.

¹ Wie wenig diese Beschäftigung mit dem Romanischen nur ein Strohfeuer war, beweisen verschiedene Stellen aus Sprechers Briefen an seinen Bruder Peter. Am 2. September 1846 bittet er von Wien aus um Zusendung der ältesten möglichen Bibeln im Oberländer Dialekt, da er bis dahin nur die Schulser Bibel von 1602 (Vulpus und Dorta) benutzen konnte. „Ich will ein Etymologicum schwieriger romanischer Wörter herausgeben, um die rätselhafte Abstammung dieser Sprache, die nicht ganz und gar Rest der lingua rustica Romana ist, zu suchen.“ Und am 8. April 1848 kann er von Klausenburg aus schreiben: „Auch die romanische Sprache hatte ich flüchtig studiert und könnte gleich ein etymologisches Lexikon derselben veranstalten.“

Die Basler Briefe an Moor brechen leider Ende 1844 ab, und zwar wohl, weil der Freund Chur verließ. Wir bleiben daher etwas im Dunkeln darüber, warum Sprecher seine wissenschaftlichen Studien im Lauf des Jahres 1845 in Basel aufgab. Zu Hilfe kommt uns jedoch seine eigene Bemerkung in einem ganz kurzen Lebensabriß, daß er nach Wien übersiedelte, „um in den dortigen Bibliotheken Studien in historischen Handschriften zu machen“.

Doch seine Basler Zeit ist noch bei weitem nicht ausgeschöpft. Im folgenden werden wir erkennen, wie Sprecher in Basel zum Schriftsteller wurde, wenn er schon den eigentlichen Schaffensraum seiner Veranlagung zunächst noch nicht erkannte.

Von seinen schriftstellerischen Arbeiten aus der Basler Zeit ist uns allerdings nichts zugänglich. Einige mögen in ausländischen Zeitschriften erschienen sein, die meisten blieben ungedruckt. Ihre Zahl war nicht gering. Schon in seinem ersten Basler Brief äußert er Moor gegenüber die Absicht, „Preßsatiren zu schreiben, für die er am meisten Lust fühle“. Die Neujahrsnacht 1843/44 verbringt er dichtend, schreibt an einem, wie es scheint, satirischen Drama und verfertigt ein Gedicht in der Manier Heines mit sarkastischem Schluß (3. Februar 1844). Dann arbeitet er an einer Satire über die metaphysische Bedeutung des menschlichen Schattens, die kaum unbeeinflußt ist durch Chamisso (undatierter Brief). In einem Brief vom 31. März 1844 kommt's sogar zur Niederschrift einer Skizze „Der verlorene Sohn“, in der vermutlich schon das Thema vom Ewigen Juden verborgen ist. Am 22. August 1844 schreibt er: „Nun liegen schon vier Manuskripte zum Verschicken an Verleger und Journale bereit, darunter die Beschreibung der Reise nach China aus dem 14. Jahrhundert, im ganzen 41 Bogen.“ Weiter unten aber heißt's im gleichen Brief: „Ich hatte die Satiren schon an mehrere Redaktionen versandt, erhielt sie aber alle zurück mit höflichen Briefen, die gerade wie Beileidsbezeugungen tönten. (Ich besitze zehn solche.) Die einen sagten, die Satiren seien schön und gut, aber nicht zeitgemäß, andere, sie seien zu persönlich (ich hatte ein paar Radikalmüsterchen gezeichnet und die vier Freiherren von Rothschild persifliert), andere fanden sie der Tendenz der Zeitschrift nicht angemessen. Freilich, heutzutage muß einer ein guter literarischer Schneider sein und den Rock ganz den Zeitungen anmessen, d. h. tout à la mode. Du solltest einmal meine „Erinnerungen eines Scheerenschleifers“ lesen und urteilen, ob sie denn so ganz altfränkisch sind. — Nun, basta la que (?), wie der

Schüler sagte, als ihn der Lehrer durchprügelte.“ Nun müssen wir allerdings sagen, daß dieser Brief selbst einer phantasiereichen Satire nicht unähnlich sieht. Aber auch wenn wir die gebührenden Abzüge dran machen, bleibt einiges Wissenswerte zurück. Ein andermal spricht er von einer Kriminalnovelle, an der er arbeite, und einige Monate später von einem Trauerspiel.

Wichtiger erscheint uns ein Stück aus dem Brief vom 4. November 1844: „... daß ich selbst gegenwärtig an einem Werklein schreibe, dem ich humoristischen Geist einzuhauchen trachte. Aber ich habe wenig Zeit, daran zu arbeiten, sintemalen Stunden und gelehrte Studien mich von morgens 5½ bis abends 9 Uhr fesseln. So werfe ich denn nur an Sonntagen hin und wieder einige Bogen hin. Es sind die Schicksale eines Bauern, so Poet geworden und Michael Wipp heißt. Darunter steckt aber der Kampf der Phantasie mit dem Verstand.“ Ein Vorwurf, der Sprecher in dieser Zeit beschäftigt, ist sodann der schon genannte, bei den Romantikern beliebte „Ewige Jude“.

Wir erkennen ohne weiteres den literarischen Strom, in dem Sprecher schwimmt. Es ist die mittlere Zeit der Romantik. Und die volle Bestätigung finden wir in der Nennung der damals von ihm selbst bevorzugten Literatur. Walter Scott, den man bis dahin gern zu seinem bevorzugten Lehrmeister machte, wird ein einziges Mal genannt. Um so wärmer spricht er sich für Jean Paul und E. T. A. Hoffmann aus, und auch dem Einfluß Levin Schückings begegnen wir gelegentlich. Da wir unsere Lebensskizze nicht für ein literaturgeschichtliches Seminar verfassen, verzichten wir auf das Bloßlegen der Wesenzüge der Romantik und ihrer geistesgeschichtlichen Bedeutung. Dem Kundigen haben wir schon genug gesagt, ergänzen es aber noch durch einige Äußerungen Sprechers.

Das große Erlebnis des Jahres 1844 ist ihm entschieden Jean Paul. Man mag nur erstaunt sein, daß es ihm erst jetzt kommt, denn der Dichter war seit 19 Jahren tot. Am 16. Februar 1844 schreibt Sprecher: „Hast Du Jean Paul gelesen? Ich bitte Dich, lies ihn, suche aber zuerst seine Biographie von Richard Spazier zu bekommen. Dieser Jean Paul hat mehr Gefühl, als ungefähr in 2500 deutschen und französischen Dichtern unserer Zeit zu finden ist, und mehr Humor und Witz, als zirka 400 Herweghs, auf den ich nicht mehr gut zu sprechen bin, weil er gar zu anmaßend wird...“, und am 22. August 1844 schreibt er weiter: „Es gibt eine Poesie, die nicht gereimt sein will, die unendlich schöner ist

in prosaischer Form als in poetischer. Denn auch die gewandtesten Verseemacher, wie Schiller, Platen, Rückert usw., sind doch manchmal in bitterer Verlegenheit gewesen, wenn es galt, einen poetischen Gedanken in Versfüße und Reime zu bannen... Darum gefallen mir die Werke von Jean Paul so gut, und darum ist er, glaub ich, der größte deutsche Dichter. Lies einmal seine Beschreibung von Isola bella im Titan! Ich könnte Dir unzählige hochpoetische Stellen in Jean Paul nennen. Aber lies ihn selber und fange an mit Siebenkäs.“

Auf E. T. A. Hoffmann scheint ihn Moor hingestoßen zu haben, der, wie wir wissen, in jüngeren Jahren starke literarische Neigungen hatte. Sprecher erwähnt ihn mehrmals. Wir zitieren aus dem gehaltvollen Brief vom 14. November 1844: „Ich lese jetzt mit großem Ergötzen Hoffmanns Schriften. Ein närrischer, aber geistreicher Kauz, der das Wesen des Humors recht in seiner innersten Eigentümlichkeit erfaßt hat. Der Humor entsprang aus dem Bewußtsein von der Unvollkommenheit der irdischen Dinge und aus dem Ideal, das man sich selbst macht. Die Humoristen sind die wahren Philosophen, weil sie nicht von einseitigem Standpunkte aus die Welt anschauen, sondern sich gleichsam in sie hinein, aber auf etwas erhöhtem Katheder stellen.“

Hierher möchten wir auch Sprechers Urteil über Alphons von Flugis Dichtung stellen, soweit sie damals, im November 1844, schon vorlag. (Die „Volkssagen aus Graubünden“ waren 1843, „Der Prätigauer Freiheitskampf“ 1844 erschienen.) „Aus Flugli kann noch ein tüchtiger Dichter werden. Er hat poetischen Schwung, aber er hat keine humoristische Ader, so gern er sich mit Humoristen abgibt.“ Das Urteil ist nicht unzutreffend. In der Tat hat der Mangel an Humor Flugli verhindert, volkstümlich zu werden, und der poetische Schwung ist seiner Dichtung nicht nur förderlich gewesen¹.

¹ Mindestens ebenso treffend ist aber A. von Flugis Urteil über J. A. von Sprecher, dem wir in dessen Briefen an Conradin von Moor begegnen (herausgegeben als Anhang zu Joh. Federspiels Dissertation über Alfons von Flugli, Zürich 1912). Da heißt es am 14. August 1844: „Pankrätius [d. i. J. A. von Sprecher] grüße vielmals von mir und schreib mir immer Näheres über seine Zustände und Meinungen; er ist das beste Herz von der Welt; ich hoffe, seine Freundschaft zu behalten, wenn wir schon ohne Mitteilung leben.“ Und dann am 19. April 1845: „Ich dächte, er [d. h. Sprecher] sollte sein Examen mit Glanz absolvieren können. Es würde mich unendlich freuen, ihn versorgt zu sehen; denn so kommt er zu nichts.“

Wir brechen die Mitteilungen über den literarischen Sprecher der Basler Zeit hier ab, müssen aber noch ein Wort sagen über die Gärung, die seine religiösen und politischen Anschauungen in diesen wichtigen zwei Jahren durchmachten.

Es gibt einen Silvesterbrief vom 28. Dezember 1844, in dem Sprecher die äußeren wie inneren Erlebnisse des Jahres an sich vorüberziehen läßt. Da heißt es: „Der Anfang des Jahres geschah unter Dichtung. Wenige Tage darauf begann für mich eine traurige Epoche; ich ward Materialist, glaubte an keinen Gott und keine Ewigkeit als die eines langweiligen Annäherns an ein Ziel und Wiedezurückstürzens in Ohnmacht, wie der Fels des Sisyphus.“ Übrigens scheint ihn der reine Materialismus nur kurze Zeit festgehalten zu haben. Er gleitet schon bald hinüber in einen Pantheismus, der ihn aber auch nicht befriedigt, um schließlich zum Ergebnis zu kommen, daß wir den Sinn des Daseins und das Wesen Gottes nicht verstandesmäßig erfassen, d. h. daß wir über diese Dinge nichts „wissen“. Er nennt sich selbst einen Rationalisten, fällt aber durchaus aus der Rolle. Ja auch sein Agnostizismus ist eben in Wirklichkeit nicht sein letztes Wort. Er muß darüber hinaus. Sein metaphysisches Bedürfnis ist zu groß.

Was er vorübergehend ablehnt — und das ist für den ehemaligen Herrnhuter Grund genug zu einer furchtbaren inneren Krise —, das ist das historisch geoffenbarte Christentum. Wir haben Ursache, anzunehmen, daß diese Krise ihn etwa zehn Jahre verfolgte. Nur ist es wahrhaft rührend, wie er auch in diesem Stück nicht konsequent zu bleiben vermag. In seiner Skizze vom verlorenen Sohn (31. März 1844), der ersten Behandlung des Themas vom Ewigen Juden, erscheint schließlich Christus als Erlöser des Menschen und Fürsprecher beim Vater, und am 14. November 1844 empfiehlt Sprecher Moor, den 23. Psalm zu lesen, und bekennt, daß er in der Regel des Abends vor dem Einschlafen einen Bibelabschnitt lese. Für einen so gearteten Menschen konnte die religiöse Krise nicht definitiv werden. Doch ich möchte mich darüber hier nicht weiter auslassen¹.

Er fängt zu vieles an und hat weder die Geduld, noch die Kraft, es zu Ende zu führen. Es scheint mir, er hat sich nie gewöhnt, sich so recht zusammenzunehmen und etwas Geordnetes zu leisten.“

¹ Sprechers religiöse Krise konnte ab und zu eine ergreifende Stärke erreichen. In seinen Briefen an die Brüder in Chur läßt sie sich Schritt für Schritt verfolgen. Aber eben der Drang, sich immer wieder darüber

Nun aber die politische Stellung. Wir haben Sprecher von Genf aus als scharfen Föderalisten kennengelernt, dem die radikalen Vorstöße der Dreißigerjahre nichts anderes bedeuteten als Gezänk, und es ist nicht anzunehmen, daß die Churer Jahre seinen politischen Horizont stark verändert hatten. Nun aber kam Basel mit seiner in verschiedener Hinsicht neuen Umgebung. Sprecher mußte hier vom ersten Tag weg spüren, daß ihn „sein Adel verdammt wenig nützte“, wie er sich selbst ausdrückt, wenn er ihn nicht mit klingender Münze bekräftigen konnte. Dazu kam der tägliche Umgang mit dem jungen Klein, der mit seinem politischen Bekenntnis sicherlich nicht hinter dem Berge hielt. Endlich aber brachte der Sommer 1844 das eidgenössische Schützenfest in Basel, d. h. einen Hauptanlaß für radikalpolitische Kundgebungen. Alles mußte zusammenwirken, Sprechers bisherige politische Ansichten in eine gewisse Gärung zu versetzen, die sich Moor gegenüber zunächst allerdings darin äußert, daß er beständig beteuert, mit den Radikalen nicht gemeinsame Sache zu machen.

Der Eindruck des Schützenfestes ist noch ein scheinbar negativer. Sprecher erzählt von dem ganzen Jubel eigentlich nur eine humoristische Episode, wie während des Festes ein findiger Besenbinder in den Gassen der Stadt seine Ware mit den Worten ausrief: „Eidgenossen! kauft Besen! Wahrscheinlich“, wie er schreibt, „eine Persiflage der großen Redner und der Manie, alles

auszusprechen, beweist, wie er gelegentlich selbst zugibt, wie schwer es ihm wurde, das mütterliche Erbe endgültig aufzugeben. Rührend ist das Bekenntnis am 20. April 1847 in Wien: „Jetzt hat mein eigenes Leben und die Einkehr in mich selbst mich gelehrt, daß, wer 24 Jahre lang an einen Gott nicht nur geglaubt, sondern ihn auch angerufen, nicht stark genug ist, die ehernen Bande, die ihn an diesen Glauben binden, abzuschütteln, zumal wenn er so fromme Eltern hatte wie wir.“ Aber der das schreibt, ist noch keineswegs durch. Noch von England aus (1850) wird er nicht müde, zu betonen, daß er religiös auf ganz anderem Boden stehe als seine herrnhutischen Geschwister, erkennt aber schon den bedeutenden Unterschied zwischen herrnhutischer Weitherzigkeit und englischer Rechtgläubigkeit. Der bleibende Umschwung trat wohl zwischen 1852 und 1854 im Pfarrhaus zu Thalheim ein, und was Sprecher bezwang, war wohl in erster Linie die hingebende Liebe seiner Geschwister und die geläuterte Glaubensfestigkeit seines Schwagers, Pfarrer Hunziker. Den Niederschlag der Wandlung aber finden wir in seinem Novellenbändchen von 1859 „Aus Heimat und Fremde“, vielleicht zuerst in der 1853 datierten Erzählung aus dem ungarischen Volks- und Kriegsleben „Das Pußtenmädchen“.

zu vereidgenösseln.“ (22. Juli 1844.) Und einige Monate später (3. Oktober 1844) beschließt er eine weltschmerzliche Betrachtung mit den Worten: „Nur das nicht! Halte mich nicht für einen Revolutionsmenschen! Ich will gerne dem traurigen Ruhm entsagen, aus purer Menschenliebe Menschen zu morden, oder als ungeschickter Politiker alles drüber und drunter zu werfen, um am Ende gar nichts besser zu machen. — Ich hasse den Radikalismus von Herzen, weil er voll Eitelkeit, Selbstbetrug oder gar Schurkerei ist.“

Wie mächtig aber Sprecher trotzdem von den vorwärtsstürmenden Zeitgedanken ergriffen ist, beweist eine Stelle aus einem seiner Basler Briefe (26. April 1844): „Politisch bin ich indifferent; aber weil die Radikalen meist Lumpen und Schurken sind, die nur idealistisch schöne Gedanken usurpieren, um schnöde Zwecke zu verfolgen, so bin ich ihr Gegner. — Soviel weiß ich, daß wir am Vorabend einer großen Weltbegebenheit stehen, denn wie der Revolution, also dem Erwachen der Ideen der menschlichen Selbständigkeit, die Enzyklopädisten mit ihren freisinnigen Schriften vorhergingen und die Notwendigkeit der Revolution ahnten, so lebt in den so stark verbreiteten kommunistischen Tendenzen unserer Zeit die Voraussicht des Umsturzes des Plutokratismus. Wir irren beständig, aber nicht im Zwecke, sondern in den Mitteln. So ist es auch hier.“ Und weiter unten: „Wenn ich vorhin sagte, daß wir am Vorabend einer großen Weltbegebenheit stehen, so will ich damit sagen, daß gewiß der Plutokratismus unserer Zeit gebrochen werde, aber nicht um einer wirklichen Gütergemeinschaft Platz zu machen, sondern wiederum einem Reiche der Willkür, der Plünderung. Erst nach und nach werden sich die Wege bahnen lassen. Aber das geschieht gewiß nur zugunsten des weltgeschichtlichen Fortschrittes.“

Man sieht, Sprechers politisches Denken war trotz seiner Abneigung gegen die Radikalen in starke Gärung geraten. Das ist der Mann, der wenige Jahre später uns in Wien als Mitarbeiter an einer revolutionären Zeitung begegnet und bald hernach als Frontkämpfer in den Reihen der aufständischen Ungarn steht.

Eins hätte ihn allerdings wahrscheinlich zurückgehalten, denn im tiefsten Herzen blieb er der Träger einer durchaus unrevolutionären Tradition: das ist die Erlangung einer soliden sozialen Stellung. Aber eben sie blieb ihm versagt. Im Herbst 1844 bewarb er sich um eine Sprachlehrerstelle an der Aarauer Kantonsschule und kam in die engere Wahl, mußte aber doch zuletzt einem älteren und

wahrscheinlich fürs Lehrfach tüchtigeren Konkurrenten den Vortritt lassen. Nicht daß er sich nun in Bitterkeit ausgelassen hätte. Dazu ist sein Wesen zu vornehm, und fast kindlich tönt seine Betrachtung über dieses Mißgeschick (28. Dezember 1844): „Meine Aarauer Bewerbung zeigte mir, daß ich sehr wenig wisse, und diente nur dazu, meine Geringschätzung meiner selbst zu vermehren.“ Aber der Humor seiner Briefe nimmt gelegentlich einen fast beängstigenden Ton an, und die Selbstironie steigert sich in einer Weise, die irgendeine plötzliche Wendung ankündet.

(Schluß folgt.)

Chronik für den Monat Mai.

1. Herr Professor Paul Mutzner von Maienfeld hat den Auftrag erhalten, das berühmte, aber im Buchhandel vergriffene Werk Eugen Hubers „System und Geschichte des schweizerischen Privatrechtes“ in neuer, vollständig neu bearbeiteter Auflage herauszugeben. Es sind sechs Bände vorgesehen.

In Ilanz gab die Ligia Grischa ein Konzert. Als Solisten wirkten mit Fräulein Emilia Gianotti und Armon Cantieni.

Auf Veranlassung des Vorstandes der Milchzentrale Malans hielt Herr Dr. Gabathuler, Direktor der Molkerei Davos, einen Vortrag über Milchhygiene.

In Schuls fand eine Versammlung der Engadiner Holzproduzenten (Selva-Mitglieder) statt zur Entgegennahme des Jahresberichtes und Besprechung beruflicher Fragen.

In Schiers fand ein Musiktag statt.

In Splügen tagte der Verkehrsverein Splügen-St. Bernhardin. Es sollen Schritte getan werden, um die Bernhardinroute schon für diesen Sommer für das Gesellschaftsauto zu öffnen. Sodann wurde die Frage einer Autostraße mit Bernhardindurchstich erörtert und beschlossen, diese Angelegenheit weiter zu verfolgen.

2. Das seit vier Jahren im Schloß Marschlins von Herrn und Frau Dr. Landolt-Lechner geleitete Töchterinstitut ist nach Klosters verlegt worden.

Auf der Lenzerheide brannte ein Chalet bis auf den Grund nieder.

Ein neues Geläute wollen die Gemeinden Flims und Grüsch anschaffen.

Auf Davos durchbrach ein Privatauto beim sog. Turbanstall beim Albertibach die Straßenoberfläche und verursachte ein Loch, durch das